

(Nachdruck verboten.)

Tobelvolk.

20]

Eine Dorfgeschichte von Paul Hg.

Von feinen ungetriebenen, denkfähigen Stunden, deren freilich von Tag zu Tag weniger wurden, begriff sie rein gar nichts. Er hätte ihre halben getrost ein simpler Schreiber oder Ladendiener sein können, wie angeblich sein Vorgänger einer war. Die anfangs mit ihr angestellten Bildungsversuche mußte Heinrich bald wieder fallen lassen. Zwar hörte Marei ihn gern Geschichten lesen, und da sie seine gute Absicht merkte, gab sie sich sogar redliche Mühe, stets aufmerksam zu erscheinen, allein es blieb wenig in ihr zurück, kein noch so erlesenes Samenkorn gedieh in dieser begehrliehen, lüsterne Halbtiereele. Was konnte sie einmal ihren Kleinen geben und erzählen? Nicht mehr, als was sie selbst von ihrer Mutter empfangen — und das war neben der Rute einzig der gräßlich nüchterne Leitfaden: „Sei fleißig und sparsam, stiehl nicht, duck Dich vor großen Herren und gedenke, daß Armut eine Schande ist!“

Darum machte Heinrich, wenn ihm die gemeinsame Zukunft einfiel, allemal nach innen und außen die Augen zu. Es war schon viel, wenn er einmal noch zur Einsicht kam, daß ihm selber einst eine schönere vorgeschwebt hatte — so groß waren seine Verluste in diesem entnerbenden Spiel der Sinne, darin Marei sich ihm zu allem noch in jedem Augenblick überlegen fühlte. Nie verstummten ihre Reize, nie ließ sie den Gesellen in Wunschlosigkeit sinken, und obgleich er, bald entkräftet, sich selbst kaum mehr ähnlich war, mußte er doch immerfort an ihr hängen und bei ihr sein. Mit der Zeit erreichte die schlaue Beherrscherin der Instinkte so ziemlich alles, was sie wollte. Sogar die Wiege mit der kleinen Berta stand nun oben in der Kammer, und Heinrich selbst trug das Kind nicht selten liebkosend in seinen Armen.

Aber gerade an jenem Frühlingmorgen, als Elisabeths Mutter begraben wurde, kam es in dem ohnehin verrufenen Tobelhaus zu einem Tumult, der bald im ganzen Dorf bekannt wurde. Heinrich war am Vorabend plötzlich in eine fahenjammerliche Stimmung geraten, in der es ihn gelüstete, sich einmal an Marei sowohl als an der Base sattjam zu rächen für alle Demütigungen, die sie ihm bereitet hatten.

Wie sie schon im Bett waren, sagte er zu Marei: „Morgen früh machst Du mir dann ein weißes Hemd und den schwarzen Anzug zurecht. Ich muß mit der Leich.“

Einen größeren Schrecken — das wußte Heinrich genau — konnte er ihr nicht einjagen. Sie richtete sich denn auch sogleich energisch auf.

„Du bist nicht recht bei Trost! Schämst Du Dich nicht? Und warum solltest Du denn „müssen“?“

„Das geht Dich nichts an!“ erwiderte er höhnisch, ihr den Rücken kehrend.

„So? Selb' wär mir denn späßlich! Ich will doch sehn“ — meinte sie schnell beraten und legte sich desgleichen aufs Ohr. In der Früh stand sie, wie gewohnt, zuerst auf. Und während Heinrich noch schlief, nahm sie sein schwarzes Gewand und verbar es im Schrank der Mutter, der sie natürlich von seiner Absicht erzählte. Dann machte sie guten Kaffee und brachte ihn hinauf, wo sie von Heinrich, der noch unter der Decke lag, gleich mit der Frage nach seinen Sachen empfangen wurde. Sie versuchte zuerst, ihn mit Güte umzustimmen. Es könne ihm doch gar nicht erst damit sein! So eine Schande werde er ihr und den Ihrigen nicht antun wollen. Ob er denn vergessen habe, von wem er damals gehrfeigt worden — wie Jörg ums Leben gekommen sei? Die Galdensteiner würden sich ja vor Verwunderung die Augen aus den Löchern drehen, wenn er bei diesem Leichgang erschiene. Und überdies solle er doch lieber einmal mit etwas anderem ernst machen, wobei der schwarze Rock auch mit besserem Anstand zu tragen wäre!

Heinrich sagte gar nichts, so viel sie noch vorbrachte, sondern stand auf, wusch sich und zog ein weißes Hemd an. Als er jedoch den Anzug suchte, war der nirgends zu finden.

Marei nahm das schlafende Kind aus der Wiege, das

sofort zu schreien anfang, und ging damit halb bang, vielmehr in einer perversten Spannung und Foltersucht hin und her, den Blick unentwegt fest auf Heinrich gerichtet. Endlich begriff er ihre kühne Taktik. Obre erst, wie oder wo, zu erkunden, Befehl er ihr, die Kleider schleunig wieder herbeizuschaffen.

„Nein, Heinrich — um keinen Preis! Denn ich leid's einmal nicht, daß Du uns solche Schande machst. Wir haben es nicht um Dich verdient!“ jammerte sie und setzte sich, weil ihre Knie zitterten und nachgaben.

Heinrich stand immer noch im Gemde da. Auch ihm zitterten alle Glieder, aber vor Wut und nicht vor Furcht. Noch einmal wiederholte er sein Verlangen, und als sie wiederum ihre freche Weigerung hören ließ, schloß er die Tür zu und zog den Schlüssel ab. Marei dachte jedoch nicht entfernt daran, vor ihm zu fliehen; das Kind krampfhaft festhaltend, bat sie, während ihr schon der Schweiß auf die Stirne trat: „Gelt, um Himmels willen, das tust Du nicht. Dazu bist Du nicht fähig, Du wirst Dich an Deiner schwangeren Frau nicht vergreifen, Heinrich.“ Er sah mit seinen eingefallenen Wangen, den undunkelsten Augenhöhlen, dem verzerrten Mund einem gefährlichen Tollhäusler gleich. Zuerst entstand ein Kampf um das zappelnde, quäkende Kind, das er ihr schließlich entriß und in die Wiege bugfierte, während Marei, die noch im Unterrock war, sich, im voraus weinend, schmerzgeben aufs Bett warf.

„Willst Du nun gutwillig gehn!“ fragte er sodann heiser, sich selbst entfremdet, wutschäumend und ergriff sein Bambusrohr. Aber sie schüttelte nur den Kopf, biß verzweifelt ins Rissen, der Schläge gewärtig, die nun sogleich hageldicht fielen, so daß die Gezüchtigte vor Schmerz gegen ihren Willen aus Leibeskräften um Hilfe rief. Der Better Bastian kam an die Tür, klopfte und drohte, die Base lief ins Freie und schrie da Mord und Totschlag aus. Aber der Rasende schlug drauf los, bis er keine Kraft mehr hatte. Danach trank er in einem wahren Rausch befriedigter Rache seinen Kaffee, ohne sich mehr als mit einem gemeinen Grinsen um das Geschrei drinnen und draußen zu kümmern.

Erst am späten Nachmittag ließ er die wiederum siegreiche Marei zum Kochen hinuntergehen. Er selbst setzte vor Scham und Schande drei volle Tage keinen Fuß über die Schwelle des Hauses. Dagegen hörte er wohl den Dreiflang der Glocken, unter dem die Kantonsrätin zu Grabe getragen wurde. Er versuchte sogar, sich vorzustellen, wie Elisabeth dem Zug der Frauen auch im Leid als höchste Zierde voranschritt, das Antlitz verborgen hinter dem dichten, langen Schleier, die schöne Gestalt ganz von einer milden Trauer umflossen. Dann mochte Heinrich Anderegg sich nicht mehr länger verhehlen, daß er das verächtlichste und elendeste Geschöpf war, soweit er Menschen kannte. Nur konnte er trotz allem Sinnen nicht begreifen, warum das alles gerade so und nicht anders kommen mußte.

Träg, mit bleierner Schwere rollte ein Gewitter von Osten her. Treustadts Dächer und Türme waren schon dick und grau belagert, zahme Blitze zischelten, schlängelten hin und her am Horizont, und der Donner glich dem Knurren eines schlafenden Hundes. Halb lag der See schon verfinstert da mit jenen feinen Kräuseln, die an weiße Lämmerwölklein des Himmels gemahnen; die andere Hälfte schillerte noch im fahlen Glanz der Nachmittagssonne.

Marei saß draußen auf der Steintreppe und zog von einem vor ihr liegenden Haufen Rohware scharf äugend einen Abschnitt nach dem andern übers Knie. Wo dann ein Blättchen, ein Hohlraum fehlte, da flog ihre Rechte mit Nadel und farbigem Zwirn emsig hin und wieder. Trotz ihres beschwerlichen Zustandes hielt sie sich vom Morgen früh bis in die Nacht dazu, und ihre Geschicklichkeit war so groß, daß sie ihre halbe Leich für eine ganze Stunde berechnen durfte. Diesen Fleiß hatte sie vom Vater geerbt; er brachte ihr einen Taglohn, um den sie jeder Handlanger beneiden konnte. Von Zeit zu Zeit warf sie einen spähenden Blick hinab auf den schattigen Rain, der das Haus vom Tobelweg trennte. Da lag ihr Heinrich in Hemdsärmeln bäuchlings im Grase und las mit aufgestützten Ellbogen. Im Gärtchen spielten Jörgs

Kinder, deren eines schon groß genug war, das kleine Vertchen zu hüten. Auch diese behielt Marei im Auge; sie durften sich kaum rühren. Bei jedem Schrei wurde ihnen gleich mit der Rute gedroht, von der die böse Tante Marei mit mehr Gebrauch machte als die leibhaftige Mutter. Diese sah, wenn sie nicht Botendienste tat, zumeist bei den Schwiegereltern im Saal und hatte überhaupt nichts mehr zu sagen. Seit das Aufgebot von Heinrichs Trauung mit Marei erfolgt, an den amtlichen Stellen angeschlagen, sogar von der Kanzel herab verkündigt war, hatte die glückselige Braut unumschränkte Gewalt im elterlichen Hause. Jörgs bedauernswerte Witwe mußte wohl oder weh die beiden Vorderzimmer verlassen. Diese wurden mit einem beträchtlichen Geldaufwand tapeziert und mit feinen, hellgebeizten Nussbaummöbeln eingerichtet. Heinrich konnte freilich nicht erfahren, woher das Geld eigentlich stammte. Die Vase hatte ihm nur eines Tages kurzweg kundgetan, daß ihre Marei nicht mit leeren Händen Hochzeit mache; ihre Aussteuer bestehe in dreitausend wohlgezählten, baren Franken, wovon die Hälfte zur Herstellung einer gemüthlichen Wohnung dienen möge.

(Fortsetzung folgt.)

Die religiösen Vorstellungen der Japaner.

In einem Zeitraume von wenigen Dezennien hat sich das asiatische patriarchalisch-feudalistische Japan in einen modernen konstitutionellen Staat verwandelt, der in politischer Hinsicht den meisten europäischen Kulturstaaten nicht in vielem nachsieht. Während die europäischen Staaten Jahrhunderte bedurften, um vom „Mittelalter“ zur „Neuzeit“ zu gelangen, um die Macht der Feudalen durch den Absolutismus zu schwächen und dann durch Erweiterung alter Volksvertretungsinstitutionen und Einführung neuer die Macht der absolutistischen Bureaucratie zu lindern, hat Japan, wie einer der besten Kenner dieses Landes bemerkt, „beide Perioden auf einmal durchgelaufen“ — „die Konzentrierung der Staatsgewalt in den Händen der Regierung und die Einführung gewählter Vertretungen in Gemeinde, Bezirk und schließlich im Staate.“*)

Schon die Schnelligkeit der Umwandlung beweist, daß die wirtschaftlichen und politischen Vorbedingungen zum Uebergang eben zu einer modernen Staatsordnung schon längst vorhanden waren, daß dieselben Faktoren, die die Macht der Feudalen untergraben hatten, auch die Entwicklung des Absolutismus unmöglich machten. Freilich wurde der Prozeß beschleunigt durch die geographische Lage Japans, durch den Drang aller zivilisierten Völker (Europas und Nordamerikas) nach dem „fernen Osten“ und das Vordringen Russlands in Ostasien. Allein diese „äußere Gefahr“ hätte nur zum Niedergang Japans führen können, wären nicht die inneren Vorbedingungen zur Umwandlung der Staatsordnung vorhanden gewesen. Dank der inneren, namentlich wirtschaftlichen Reife des Landes hat sich die Umwandlung ohne große innere Erschütterungen vollzogen. Abgeschafft wurde nur alles, was in direktem — wirtschaftlichem oder politischem — Widerspruch zur neuen Ordnung stand. Alles, was von Kultur, Brauch, Sitte und Tradition ihr nicht widersprach, blieb bestehen. So kam es auch, daß das modern-konstitutionelle Japan eine Religion behalten hat, die man nur noch bei Naturvölkern oder auch spurenhafte in der älteren Geschichte der zivilisierten Völker finden kann.

I.

Die Grundlage aller religiösen Vorstellungen der Japaner bildet der **Shintoismus** (sprich: Sintoismus) — die Ehrung der Verstorbenen. Also eine Art **Seelenkultus**.*) Der Seelenkultus gehört überhaupt zu den ursprünglichsten religiösen Systemen, dem vielleicht nur die Verehrung der Naturkräfte vorangegangen ist. Uebrigens ist es nicht ausgeschlossen, daß der Seelenkultus auf einer und derselben Kulturstufe entstanden ist mit der Verehrung der Naturkräfte. Bei den meisten Völkern, die ein entwickeltes System der Verehrung der Naturkräfte besitzen, findet man auch Anfänge des Seelenkultus. Bei manchen existieren beide Systeme parallel und unabhängig voneinander. Im Shintoismus finden wir auch Spuren der Verehrung der Naturkräfte. Allein diese erscheint nicht als selbständige Auffassung, sondern als ein dem Seelenkultus untergeordnetes Element der religiösen Anschauung. Dieselben Kriegsführer, Helden und Fürsten, denen besondere Tapferkeit, Weisheit oder besondere Verdienste um das ganze Volk zugeschrieben werden, erscheinen auch als Götter der Naturkräfte, der Nahrung, der Berge, Flüsse usw. Die Ehrung der Seelen dieser verstorbenen Menschen stellt zugleich den

Kultus der Naturkräfte dar. So ist **Tenno-Kabaijun** ein Held, ein tapferer Kriegsführer und zugleich der Gott der Sonne; **Jimmu** — der erste Kaiser und zugleich die Gottheit der Fruchtbarkeit usw. In der japanischen Mythologie gibt es eigentlich keine Götter, sondern nur Geister. Da sich aber die Seelen aller verstorbenen Menschen in Geister verwandeln, so zeichnen sich die von der ganzen Nation verehrt nur durch die Größe ihrer Taten oder Eigenschaften, nur durch die besondere Bedeutung für die ganze Nation oder besondere Verdienste aus. Die übrigen Verstorbenen sind auch Geister und müssen als solche verehrt werden, aber nur im engeren Kreise der Verwandtschaft oder Lebensphäre, der sie angehören.

Der erste Mythenzyklus ist augenscheinlich entstanden zu einer Zeit, da die Japaner noch ein kleines Völkchen bildeten, das in gleichen territorialen und sonstigen Verhältnissen lebte, zu einer Zeit, da es noch keine sozialen Unterschiebe gab.**) Deshalb werden auch diese Geister von den Japanern aller Landesteile und aller Stände noch heutzutage verehrt. Sie sind der Ausdruck der nationalen Einheit.

Die erste Geistergruppe ist der Sage nach göttlicher Abstammung. Derselben Sage nach ist aber auch das ganze japanische Volk göttlicher Abstammung, verwandelt sich die Seele jedes Japaners nach dem Tode in einen Geist. Deshalb werden auch die nationalen Geister nicht als etwas Uebermenschliches, nicht als höhere Wesen verehrt, sondern nur als Seelen verstorbener Stammesgenossen, die bei Lebzeiten besonders berühmt waren.

Mit der Ausbildung der abgeschlossenen Familie entsteht für jede einzelne Familie ein neuer Kultus: Ehrung der Seelen der gestorbenen Familienmitglieder. Nicht der Ahnen- oder der Elternkultus, sondern der Kultus aller verstorbenen Familienmitglieder — Eltern, Geschwister und Kinder. Daraus kann man schließen, daß der Familienkultus entstanden war, als die Familie bereits eine abgeschlossene Einheit darstellte, aber noch nicht den ausgesprochenen patriarchalischen Charakter angenommen hatte. In der patriarchalischen Familie haben die Lebenden Eltern, besonders der Vater eine unbeschränkte Macht über die Kinder, auch eine große moralische Autorität. Bei den meisten Völkern hat dies auch zur besonderen Ehrung der Eltern nach deren Tode geführt — zum Ahnenkultus. Bei den Japanern dagegen sind alle verstorbenen Familienmitglieder gleich, müssen alle im gleichen Maße auch verehrt werden. Bester werden zwar die zuletzt Gestorbenen bevorzugt. Aber nicht, weil sie eine höhere Art Geister sind, sondern nur, weil sie die Lebenden und deren Verhältnisse und Bedürfnisse besser kennen.

Die nationalen und Familiengeister beherrschen das nationale und Privatleben. Dies sind die Urformen des Shintoismus, die Formen, die nur in der Periode des engen Zusammenlebens der Japaner auf einem kleineren Territorium entstehen konnten. Bald aber mußte sich die Bevölkerung in die verschiedenen Teile der zuerst besetzten Insel und dann auf die benachbarten Inseln zerstreuen. Der nationale Zusammenhang kam ins Stocken. Jede Insel, jede Provinz einer und derselben Insel, durch das Meer oder durch hohe Berge oder durch Flüsse von den anderen getrennt, führte ein selbständiges Leben. Das fast tropische Klima und die wunderbare Fruchtbarkeit einiger Gegenden ermöglichten die Absondertheit der Teile. Die schlechten Verkehrsbedingungen machten für Jahrhunderte die Entwicklung des Handels und der Industrie unmöglich.

Während dieser langen Periode der Absondertheit der Provinzen entstanden neue Kultusobjekte — territoriale Geister; die soziale Zersplitterung brachte die Verehrung ständischer Geister, Ehrung der Seelen der verstorbenen Berufsgenossen. Allein diese neuen Kultusobjekte spielten keine große Rolle. Im Vordergrund blieb der Familienkultus.

Mit dem Wiedererwachen des nationalen Lebens kam auch der nationale Kultus auf die frühere Höhe. Der territoriale Kultus verschwand fast vollständig, vom ständischen oder Berufskultus erwarb nur der Kultus der verstorbenen Krieger großes Ansehen.

II.

Die Grundsätze des Shintoismus sind folgende: 1. Die Seele des Verstorbenen lebt fort als Geist. Sie hält sich auf im Grabe des Verstorbenen oder in seiner früheren Wohnung (es gibt also kein Jenseits). 2. Die Seele jedes Verstorbenen besitzt übernatürliche Kräfte, im übrigen aber behält sie alle Eigenschaften, durch die sich der Verstorbene im Leben auszeichnete. 3. Die Wohlfahrt der Seele hängt vom Grabe der Ehrung ab, die ihr die Lebendigen erweisen und umgekehrt: der Wohlstand der Lebendigen hängt von der Teilnahme der Verstorbenen an ihrem Schicksale ab. Der Wohlstand der Lebendigen hängt also in letzter Linie von der Ehrung ab, die sie den Verstorbenen erweisen. Diesem uralten Grundsatz des Shintoismus blieben die Japaner im Laufe ihrer ganzen Geschichte treu. Auf diesem Grundsatz beruht die ganze Moral der Japaner. Jede Familie, jeder Stand oder jede soziale Gruppe und endlich das Volk als solches — jedes bildet ein abgeschlossenes Ganzes, deren Mitglieder durch gegenseitige Bürgschaft gemeinsame Verantwortung tragen. Verletzung der Familienmoral

*) Karl Rathgen, Die Japaner und ihr Wirtschaftsgleben.

) Die Darstellung des Shintoismus entnehme ich hauptsächlich den sehr interessanten, jüngst veröffentlichten Mitteilungen des russischen Reisenden **Abelew.

*) Ob der Shintoismus in seinen uraltesten Formen auf dem Inseln entstanden ist oder die Japaner ihn vom Festlande mitgebracht haben, konnte bis jetzt nicht festgestellt werden.

Die Kinematographie des Unsichtbaren.

Von Fred Good.

Der Kinematograph wird im allgemeinen nur als ein Mittel zur Volksbelustigung betrachtet, wenn auch einige Freunde dieser Technik zugeben, daß er ebensoviele auch der Volksbelehrung zu dienen vermag. Aber den wenigsten dürfte es bekannt sein, daß auch die Wissenschaft im engeren Sinne, also die Gelehrtenwelt, den Kinematographen heute bereits trefflich zu nutzen weiß.

Es ist selbstverständlich, daß es für die Naturwissenschaft und Völkerkunde einen wesentlichen Fortschritt bedeutet, Menschen und Tiere lebend im Bilde vorzuführen zu können, so daß man seine Studien am lebenden Bilde machen kann. Allerdings kann das Bild nicht vollständig das Original ersetzen, aber es bietet andererseits doch wieder die Möglichkeit einer genaueren Beobachtung; der auf den Film gebannte fliegende Vogel kann nicht entfliegen und sich dem Beobachter entziehen, wie die Vögel in der Natur. Aber die Kinematographie hat in dieser Hinsicht auch etwas völlig Neues geschaffen — die Vorführung der kleinsten Lebewesen, die sonst nur mit dem Mikroskop wahrgenommen werden können. Diese neue eigenartige Technik befindet sich allerdings noch in den Anfangsstadien; aber was heute noch lediglich ein Schauspiel für einen engen Kreis von Gelehrten ist, wird bald dem großen Publikum zugänglich gemacht werden. Wie ich einer Abhandlung von R. Willers in „La Nature“ entnehme, haben wir ganz treffliche Resultate den Forschungen eines französischen Gelehrten Dr. Comandon zu verdanken, der sich seit einem Jahre mit Unterstützung der Firma Pathé Frères beharrlich mit dieser Aufgabe beschäftigte.

Dr. Comandon studierte gewisse Blutparasiten, und zwar unter Benutzung des Mikroskops. Um die Bedeutung der kinematographischen Vorführung von Parasiten zu begreifen, müssen wir uns die Mängel der mikroskopischen Forschung vergegenwärtigen. Beim gewöhnlichen Mikroskop wird das auf die Objektplatte des Apparates ruhende Präparat von unten her belichtet. Die Lichtstrahlen dringen in der Richtung der Achse des Mikroskops in das Auge, so daß das vergrößerte Objekt sich schwarz vor leuchtendem Grunde abhebt. Sehr häufig aber sind die unendlich kleinen Wesen des Präparates lichtdurchlässig, so daß der Beobachter sich besonderer Vorkehrungen bedienen muß, um sie überhaupt sichtbar zu machen. Er muß die Mikroben durch ein Gift töten, dann die Präparate färben, so daß schließlich die mikroskopische Vergrößerung nur noch gefärbte Kadaver zeigt. In den letzten Jahren sind aber Mikroskope konstruiert worden, die die Beobachtungen der kleinsten Lebewesen ohne weitere Hilfsmittel gestatten, also nicht die Tötung und Färbung erforderlich machen. Wie mir Professor Dr. E. Raehlmann in Weimar, der ausgezeichnete Kenner dieses Gebietes, mitteilt, ist das von Dr. Comandon benutzte Hyper-Mikroskop im Prinzip identisch mit dem von Hignomdy im Jahre 1902 erfundenen und von Zeiss in Jena konstruierten Ultra-Mikroskop. Beim Ultra-Mikroskop wird das Präparat durch ein senkrecht zur Achse des Apparates auffallendes Strahlenbündel getroffen, so daß in die Röhre des Mikroskops kein direkter Lichtstrahl bringt. Die auf diese Weise beleuchteten kleinsten Lebewesen geben aber infolge der Lichtbrechung sehr intensiv leuchtende Strahlen von sich, wodurch sie in allen Teilen und in allen ihren Bewegungen deutlich sichtbar werden.

Dr. Comandon kam nun auf die Idee, das Leben der Blutparasiten mit Hilfe des Kinematographen darzustellen; denn auch die vollkommenste Beschreibung und die besten mikroskopischen Zeichenapparate, die zum direkten Nachzeichnen der im Mikroskop gesehenen Bilder dienen, vermögen uns doch keine klare Anschauung von dem Wesen der Parasiten zu geben, während eine kinematographische Vorführung die Natur in der Tat zu erfassen vermag. Dr. Comandon beschritt jedoch nicht als erster diesen Weg; die Anregung erhielt er von Viktor Henri, der vor kurzem damit begann, den Kinematographen zum Studium der brownianischen oder pedetischen Bewegung zu benutzen. Dr. Comandon führte Herrn Willers, dessen Abhandlung ich verschiedentlich eingesehen habe, unter anderem einen Film vor, der den Schwanz eines Kaulquappenembryos zeigte. Man sah inmitten einer Menge von Zellen einen Blutkanal, in welchem längliche Blutkörperchen zirkulierten, die den von einem Strom abgeschliffenen Kieselstein nicht unähnlich waren. Zur Gewinnung dieses Bildes war das gewöhnliche Mikroskop benutzt worden.

Im Ultra-Mikroskop gesehenes Vogelblut wies gleichfalls längliche Blutkörperchen auf, die ziemlich unbeweglich in einer mit kleinen weißen Punkten besäten Flüssigkeit standen. Diese Pünktchen sind Hämatonien und zeigen ganz einfach nur, daß das Tier kurz vorher Blige Fette zu sich genommen hatte. Die Fette erzeugen nämlich in den Eingeweiden milchige Tropfen, die die Eingeweidemembranen durchdringen und in das Blut eintreten, wo man sie noch drei bis vier Stunden nach der Verdauung findet.

Nach den friedlichen Bildern entrollen sich wahre Kampfszenen. Wir sehen einen Tropfen Hühnerblut von einem Tier-

oder Familientraditionen durch ein Familienmitglied gilt als Verletzung der Ehre der verstorbenen Familienmitglieder und bringt der ganzen Familie Unheil; Verletzung der ständischen Moral bringt dem ganzen Stande Unheil, Verletzung der nationalen Ehrbegriffe dem ganzen Volke. Daher die Ueberwachung jedes einzelnen durch die Familie, den Stand und den Staat, und umgekehrt die Ueberwachung der Verwaltungsorgane durch die ganze Bevölkerung. Eben diese uralte Anschauung hat es zum Teil erleichtert, die neuen Zustände ohne große innere Erschütterungen einzuführen. Die verfassungsmäßige Staatsordnung ist durch die wirtschaftliche Entwidlung ins Leben gerufen worden, aber so leicht konnte sie doch nur eingeführt werden, weil sie keine Verletzung der nationalen Geister darstellt: eine Volksvertretung entspricht im Gegenteil den ältesten Traditionen des Volkes und kann als besondere Ehrung der ältesten nationalen Geister betrachtet werden.

Wie schon oben bemerkt, haben die Japaner manches fremden Religionen entnommen. Ein Teil der Bevölkerung hat sich sogar zu fremden Religionen bekehrt, namentlich zum Buddhismus. Aber der Seelenkultus blieb dabei aufrechterhalten, Konzessionen wurden von beiden Seiten gemacht. Der Buddhismus erkannte die japanischen nationalen Geister als Verkörperung des Buddha, das Fortleben der Seelen in der japanischen Auffassung als einen Teil der buddhistischen Lehre von der Seelenwanderung an. Die Japaner, die sich zum Buddhismus bekehrt haben, haben die philosophische Begründung der ganzen Lehre, insbesondere der Seelenwanderung übernommen. Sie besuchten buddhistische Tempel und Kirchen, zu Hause aber besitzte jede buddhistisch-japanische Familie neben den Abbildungen von von verschiedenen Verkörperungen Buddhas auch große Papierrollen, auf denen die Namen der verstorbenen Ahnen aufgeschrieben sind, und kleine Täfelchen, von denen jedes den Namen eines jüngst verstorbenen Familienangehörigen trägt. Diese Papierrollen und Täfelchen werden viel öfter als die Buddhaabbildungen geehrt.

Seinen Erfolg in Japan hat der Buddhismus seiner Anpassungsfähigkeit zu verdanken. Keine großen Erfolge hat dagegen das Christentum in Japan zu verzeichnen, trotzdem es dort seit Mitte des 16. Jahrhunderts eifrig durch Missionare verbreitet wird. Es wäre auch nicht leicht, das Christentum, das „die Toten den Toten zu überlassen“ empfiehlt, in Zusammenhang mit der shintoistischen Verehrung der Toten zu bringen. Es existieren allerdings kleine römisch-katholische und griechisch-katholische japanische Gemeinden (letztere sind von russischen Missionaren gegründet), aber auch diese sind in der letzten Zeit bestrebt, sich von den entsprechenden europäischen Kirchen loszureißen und den Seelenkultus auch im Christentum einzuführen. Wie berichtet wird, soll der von der römischen wie griechischen Kirche gepflegte Heiligenkultus als Vermittelungsband zwischen Christentum und Schintoismus dienen.

III.

Der Seelenkultus spielt auch heute noch eine große Rolle selbst in den europäisch gebildeten Kreisen der japanischen Gesellschaft. „Kein junger Student, der nach Europa zu seiner Fortbildung geht, kein Soldat oder Offizier, der sich für einen Feldzug vorbereitet, kein Beamter, der nach dem Auslande eine Dienstreise machen muß, kein Kaufmann, der im Begriff ist, eine weitere geschäftliche Reise zu unternehmen — keiner wird es unterlassen, vor der Abreise den Friedhof seiner Familie zu besuchen, um von den gestorbenen Verwandten Abschied zu nehmen und ihren Segen zu erbitten“ — berichtet ein Beobachter des modernen japanischen Lebens. Derselbe Gewährsmann (M. Azbelem, im Lande der Sieger) teilt folgende, einem japanischen Schriftsteller entnommene Erzählung aus der Zeit des japanisch-chinesischen Krieges mit. Nach der siegreichen Beendigung des Krieges erbat sich eine zur Rückkehr nach Japan bestimmte Abteilung die Erlaubnis, von den gefallenen Kameraden Abschied zu nehmen. Alle verabschiedeten sich von den Toten in den wärmsten Ausdrücken. Besonders lenkte ein junger Soldat die Aufmerksamkeit auf sich durch eine von Tränen mehrmals unterbrochene Rede: „Mein Freund, Auto! Ich kehre in die Heimat zurück. Schulter an Schulter unter Regen und Wind, unter einem Hagel von Kugeln haben wir beide gekämpft. Du bist gefallen, ich lebe. . . Ich habe das Gefühl, als ob ich Dir gegenüber eine Schuld begehe. . . Mir tut es so leid, mir tut es so weh, Dich hier zurücklassen zu müssen. Jedoch sei nicht besorgt: diese Halbinsel gehört jetzt uns. Hörst Du mich? . . . Du bleibst in keinem fremden Lande. Ich muß fort. . . Lebe wohl!“

Auch nach dem russisch-japanischen Kriege hat der Admiral Togo eine feierliche Rede an die gefallenen Krieger gehalten, in der er ihnen für ihre Tapferkeit und Pflichttreue dankte. „Ihre Tapferkeit, ihre Vaterlandsliebe“, führte er zum Schluß aus, „wird immer in unserer Flotte fortleben, wird immer Begeisterung in der Verteidigung des kaiserlichen Landes hervorrufen. Ich habe die heutige Feier veranstaltet, um eure Seelen zu ehren. Denn sie sind aller höchsten Ehrungen würdig. Indem ich mich von Euch verabschiede, bitte ich Euch, unsere Geschenke wohlwollend in Empfang zu nehmen. Verbleibet in Frieden und Ruhe.“

Die Seelen werden auch heutzutage nicht nur verehrt, sondern auch beschenkt.

E. L.

*) Heute gibt es in Japan an 80 000 buddhistische Kirchen und sonstige Kultstätten; die Zahl der shintoistischen ist ungefähr 200 000.

Das mit einem Bazillus (spirochaete gallinarum) infiziert ist. Dieser Bazillus dezimiert die Hühner gewisser südamerikanischer Bezirke. Wir sehen wieder rote Blutkörperchen, aber in der sie umgebenden Flüssigkeit schießen lange spiralförmige Fäden mit aalartigen Bewegungen vorwärts und rückwärts, und zwar mit verblüffender Geschwindigkeit. Manchmal sieht man zwei, auch drei Spirochäten aneinanderhängen und eine längere Spirale bilden. Plötzlich dringt einer der Parasiten in das Innere eines roten Blutkörperchens ein. Der Bazillus bleibt darin gefangen und dreht sich verzweifelt um sich selbst, indem er vergeblich einen Ausweg sucht. Andere geraten gleichfalls in die Schlinge, aus der sie sich aber wieder freimachen können.

Ein anderer Film zeigt den Blutstropfen einer Maus, die mit einem Trypanosom infiziert worden war. Der Film ist nach Proben gefertigt, die an sechs aufeinanderfolgenden Tagen dem Versuchsubjekt entnommen waren. Es handelt sich um eine Krankheit, die sich schnell entwickelt und stets mit dem Tode endigt. Die Trypanosome, die sich im Blute der Maus mit enormer Geschwindigkeit vermehren, sind sonderbare Wesen. Sie sind von so äußerst geringer Ausdehnung, daß man auf den Millimeter 20 000 bis 100 000 Stück bringen kann — bei Vorführung des Films sehen sie aber auf dem Projektionschirme wie Geschöpfe von mehreren Zentimetern Länge aus. Sie bewegen sich ähnlich wie Raupen und stürzen sich äußerst schnell auf die roten Blutkörperchen, die wie elastische Gummibälle infolge des Stoßes eingebrückt werden, aber dann ihre natürliche Kugelform wieder annehmen.

Das sind nur einige Beispiele aus dem reichen, von Dr. Comandon bereits gewonnenen Material. Es genügt, um sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sehr der Kinematograph geeignet ist, die Wissenschaft zu popularisieren und große Kreise für ein Gebiet zu interessieren, das sonst ausschließlich Domäne eines engen Gelehrtenkreises ist. Aber den bedeutendsten Vorteil erringt der Forscher selbst; der Beobachter braucht nicht mehr wie bisher gleichzeitig das Präparat zu betrachten, daselbe zu zentrieren, dabei möglichst genau zu zeichnen und die Beobachtungen zu notieren; er kann jetzt mit Ruhe, ohne Ablenkung von seiner eigentlichen Aufgabe, die Vorgänge beobachten und wird deshalb vieles bemerken, was ihm bisher entgangen ist.

Sehr interessant ist es nun aber auch, wie das durch das Mikroskop vergrößerte Bild auf den Film gebracht wird. Eine elektrische Bogenlampe von 30 Ampère wirkt mittels einer mit Blende versehenen Linse einen starken Lichtstrahl entweder auf das Präparat oder auf einen Spiegel, der ihn senkrecht zur Achse des Apparates zurückwirft, je nachdem man mit einem gewöhnlichen Mikroskop oder mit einem Ultra-Mikroskop arbeitet. Dieses wird horizontal aufgestellt und wirft ein vergrößertes Wirklichkeitsbild des Präparates auf den Film, der sich in üblicher Weise zur Aufnahme der zahlreichen Momentbilder im kinematographischen Apparat abrollt. Nun bietet aber die durch das Strahlenbündel erzeugte enorme Hitze ganz besondere Schwierigkeiten; sobald die Mikrobe auch nur einige Augenblicke der Hitze ausgesetzt werden, sterben sie ab. Man schuf nun Abhilfe durch eine Vorrichtung, die sich im gleichen Takt mit dem Kinematographen bewegt, und bewirkt, daß die Mikrobe nur eine zwei- und dreißigstel Sekunde der Hitze des Strahles ausgesetzt bleiben, worauf eine gleich lange Unterbrechung der Exposition eintritt. Das würde aber unter Umständen noch nicht genügen, um die Hitze des Strahles ausreichend zu mildern. Er wird deshalb, bevor er das Präparat trifft, durch ein Reservoir mit kaltem Wasser geleitet, das einen Teil der strahlenden Wärme absorbiert.

Nun müssen wir uns vergegenwärtigen, daß das Mikroskop bereits das Bild in ganz enormer Weise vergrößert und daß dann durch die Projektion des auf diese Weise aufgenommenen Bildes eine weitere bedeutende Vergrößerung erzielt wird. Auf diese Weise kann man natürlich nur ganz winzige Objekte, die für das unbewaffnete Auge kaum noch sichtbar sind, kinematographisch vorführen, und es ist deshalb ganz zutreffend, hier von einer Kinematographie des Unsichtbaren zu sprechen. Ein Floh ist für unseren Begriff ein sehr kleines Wesen; wollte man diesen aber einer ebenso bedeutenden Vergrößerung unterwerfen, wie die erwähnten Blutparasiten — die linear-Vergrößerung beträgt 10 000 — so würde der Floh so hoch wie ein sechsstädtiges Haus erscheinen. Das Beispiel mag zeigen, in welcher Klarheit und Deutlichkeit die kleinsten Geschöpfe auf diese Weise dem Zuschauerkreis vorgeführt werden können, und wie tief uns die Vereinerlichung von Mikroskop und Kinematograph in die geheime Werkstatt der Natur bliden läßt.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

„Goethe. Der Mann und das Werk.“ Von Eduard Engel. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin 1910.) Vor drei Jahren habe ich an dieser Stelle denselben Verfassers „Geschichte der deutschen Literatur“ in einzelnen Partien als oberflächliche, unzureichende Schreiberlei abgelehnt, und zwar deshalb, weil Engel entweder namhafte Schriftsteller, die ihm nicht genehm sein mochten,

gar nicht behandelt, oder über sie ein verdammendes Urteil fällte, ohne mehr als die Titel ihrer Schriften gelesen zu haben — sonstiger zahlreicher Irrtümer und Mängel nicht zu gedenken. Das bürgerliche Durchschnittslesepublikum hat dieser Engellschen Literaturgeschichtskritik, wenn man den Auflageziffern glauben darf, einen ungewöhnlichen buchhändlerischen Erfolg bereitet. Es kam ja auch, was die Darstellung der klassischen Periode, zumal Goethes anlangt, vollkommen auf seine Rechnung. Denn gerade in dieser Materie dokumentierte der Verfasser eine nicht landläufige Beschlagenheit. Um seinen „Goethe“ mag ihm seine Literaturgeschichte verziehen sein. Das ist ein gewichtiges Buch, eine dauer gültige Leistung. Wäre Engels Darstellung eine bloße Verhimmelung, so würde es sich nicht verdienen, darüber ein Wort zu verlieren. Ich bekenne frei: ich ging mit Mißtrauen an die Lesüre. Aber der Verfasser hat mir eine frohe Enttäuschung bereitet. Nur eine jahrzehnte lange intensive Beschäftigung konnte dies Werk zustande bringen. Es unterscheidet sich von allen anderen Büchern, die über Goethe handeln, um Turmes Höhe; es erschöpft den Gegenstand nach allen Richtungen wie keins zuvor. Es ist eine völlige Umwertung des Dichters und Mannes. Sie ward erreicht durch — Goethe selbst. Engel ergeht sich nicht über ihn nach dem Schema der „Wissenschaft“. Ihn selbst läßt er reden, ihn selbst läßt er allen Dunst und alle Legenden, die die „Forschung“ um ihn, sein Licht verdunkelnd, seine Schatten beschönigend, gebreitet hielt, zerstören. Diese Methode, so „unwissenschaftlich“, so „unliterarisch“ sie dem Verfasser von den Kathedergelahrten angerechnet werden wird — sie ist doch höchst selbstverständlich. Aber das Zeitalter, in dem Goethe geboren ward, lebte, wirkte und schaffte? Nun, Eduard Engel hat nicht den leisesten Versuch gemacht, dessen trockenen, unzulänglichen „Historiker“ zu spielen. Welche Verständigung! Welche ungeheuerliche Verblendung! werden wohl die von der Gelehrtenzunft ausrufen. Erst kommt doch eine mit vagen Hypothesen, Anmerkungen, verlausulierten Trugschlüssen überreich gespidete und von sombubiel Vorgängern oftmals wiedergeläute Darstellung der zeitlichen Historie. Dann setzt man den Autor hinein, um nun urgründlich zu erweisen, daß er ja so, wie wir ihn kennen, „werden mußte“. Nicht so Engel. Er sagte sich: Goethe ist die Verkörperung seiner Epoche; er geht durch sie hindurch, und sie wächst an ihm und mit ihm. Beide lernen wir aneinander am besten kennen. Und so stellte Engel den Kolossalmenschen- und Schöpfergeist mitten in die Dinge hinein, um ihn von sich und allen Weiterdehnungen das, was wahr und mächtig, oder irrig und nichtig gewesen ist, direkt bezeugen zu lassen. Erst jetzt erlangen wir den notwendigen Abstand für die richtige Abwägung von Goethes alles überragender Höhe, die uns dennoch so erreichbar nahe dünkt. Daß dies so ist, verdankt der Leser dem Verfasser. Nun ist der Weg zu Goethe frei von allem Unkraut und Gestrüpp philologischer Tüftelei. Engel hat sich nicht gekümmert, uns auch nur eine Falte seines Wesens und Charakters zu verheimlichen. Am ehesten wird das klar aus dem Verhältnis Goethes zu verschiedenen Frauen, an denen sein Herz Schiffbruch gelitten hat. Bekanntlich gibt es noch immer Leute, die emsig bemüht sind, die Beziehungen Goethes zu Friederike Brion, der Pfarrerstochter von Sesenheim, als harmlos hinzustellen. Engel verweist diese angebliche Unschuldigkeit ins Reich der Fabel. Besonders wohlthuend berührt die Ehrenrettung von Goethes tapferer Frau Christiane; während andererseits Charlotte v. Stein, überraschend zwar, doch überzeugend in ihrer wahren Natur gezeigt wird. Wie alle Seiten in Goethes Menschen- und Dichterleben außer der fortlaufenden Darstellung seines äußeren Erdenganges behandelt werden, so erfahren auch Goethes dichterische Hauptwerke eine auf reichstes Urkundenmaterial gestützte, stark von der bisherigen Ueberslieferung abweichende Beurteilung. Hier offenbart sich die Verdienstlichkeit Engels im schönsten Lichte. Endlich — so dürfen wir jetzt sagen — haben wir Goethe, wie er wirklich war.

E. K.

Medizinisches.

Die Heimat der Syphilis. Daß Amerika und speziell Südamerika die Heimat dieser mörderischen Krankheit ist und daß sie wahrscheinlich aus Peru von den Spaniern in Europa eingeschleppt wurde, hat schon Iwan Bloch in seiner Geschichte der Syphilis an der Hand eines reichen Literaturmaterials mit vielem Scharfsinn festgestellt. Den schlüssigen Beweis dafür erbringt zu haben, ist nach „Petermanns Geographischen Mitteilungen“ das Verdienst eines jungen Mediziners an der Universität Lima, J. Tello. Diesem gelang es, in den Jahren 1907—1908 aus altindianischen Grabstätten, die zum größten Teil aus der vorkolombischen Zeit, teilweise sogar aus der Zeit stammten, als die Inka noch nicht über Peru herrschten, eine Sammlung von über 15 000 Schädeln zusammenzubringen. Unter diesen waren etwa tausend, die deutliche Anzeichen einer Deformation aufwiesen, wie sie nach Ansicht dortiger Fachleute als Folgeerscheinung von Syphilis aufzutreten pflegt. Damit wäre nun auch ausgezeichnet in Einklang zu bringen das Fehlen oder die Verstümmelung von Nase und Oberlippe, wie es häufig bei alperuanischen Konfiguren beobachtet worden ist. Offenbar litten die so dargestellten Personen an Syphilis, während bisher die Gelehrten der Meinung waren, man habe es hierbei mit den Porträts von in dieser Art durch Verstümmelung bestraften Verbrechern zu tun.